

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 28 (2015)
Heft: 1-2

Rubrik: Ansichtssachen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

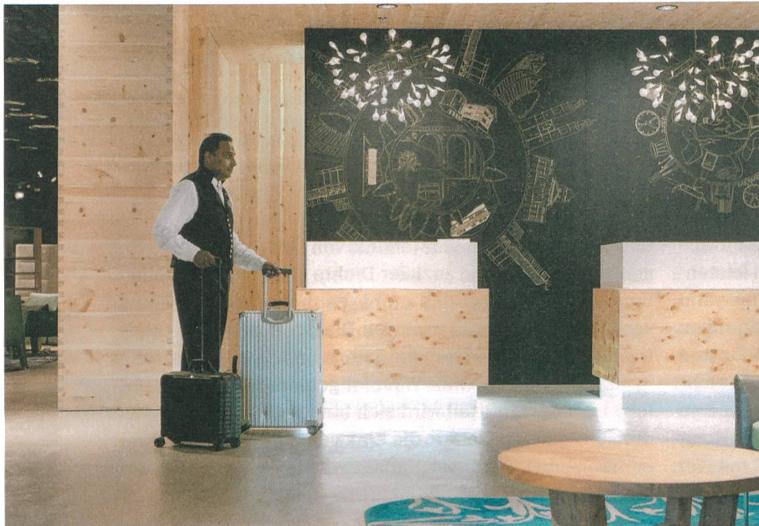
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

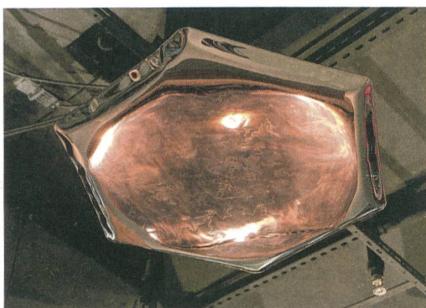
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ein grosser, kupfriger Käse als Vitrine.



Swissôtel in Zürich-Oerlikon: Arvenholz-Rezeption, Portier in der Uniform von Modedesignerin Ida Gut.



Oskar Zietas
Schneeflocken.



Eine von sieben Sitzmöglichkeiten in der Swissôtel-Lobby.

Lobbyarbeit

Die Rezeption riecht nach Arvenholz. Das Büro IDA14 hat die Lobby des Swissôtel in Zürich-Oerlikon erneuert. Swissôtel betreibt auf der ganzen Welt Luxushotels. Bemüht, den Kunden «Swissness» zu bieten, tritt die Kette auch als Auftraggeberin für Schweizer Design auf, etwa für Uniformen. Für die Räume hat IDA14 ein Handbuch verfasst. In Oerlikon macht der Verfasser Karsten Schmidt vor, wie er sich das vorstellt.

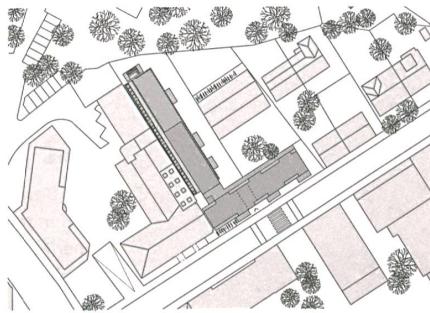
Arvenholz, Kupfer, Marmor – der Innenarchitekt setzt auf massive Materialien. Die räumliche Ausgangslage in Oerlikon ist nicht einfach: Die Investorin Credit Suisse vermietet die angrenzenden Läden an den Billigschuhhändler Supermauro oder die Kaffeekette Starbucks. Diese Lokale begrenzen den Raum der Viersternelobby. Zudem mussten die Wege hinter den Kulissen optimiert werden, damit auch gemeinsam eintreffende Gästegruppen bequem einchecken können. Und mehr Sitzplätze waren gefordert.

Deshalb gestaltet Karsten Schmidt die Lobby wohnzimmerähnlich, mit sieben unterschiedlichen Sitzsituationen. Über den Köpfen dominiert eine unverkleidete, schwarz gestrichene Decke, kaschiert mit Chromstahlelementen von Oskar Zietas, in die Schneeflocken eingraviert sind. «Jede unterschiedlich, wie echte Kristalle», sagt Karsten Schmidt. Über der Sitzgruppe in der Mitte des Raums laufen an der Decke drei Filme mit Schneeeinszenierung: ein Flug mit der Tante Ju über die Schweiz, ein Tag in Zermatt und eine Fahrt mit dem Glacier-Express von Brig nach St. Moritz. Industrieller Betonboden kontrastiert das warme Arvenholz. Die Marmorsäulen im Liftbereich wurden aus Kostengründen beibehalten, sind nun aber sandgestrahlt, damit sie handwerklich und nicht mehr im Fünfsternechic daherkommen. Doch auch wenn die Materialien echt und roh sind: Es gibt in der Lobby wenig in der Schweiz Entworfenes oder Gefertigtes: Die Teppiche mit eigens eingewebtem Schneeglöckchenmotiv etwa wurden in Deutschland produziert.

Lilia Glanzmann, Fotos: Bruno Helbling

Neugestaltung Lobby, Swissôtel Zürich Schulstrasse 44, Zürich

Bauherrschaft: Swissôtel, Kloten
Innenarchitektur: IDA14, Zürich
Deckenelemente: Oskar Zietas, Zürich
Technik Videoinstallation: Habegger, Zürich
Baukosten: Fr. 1,4 Mio.



Schwieriges Grundstück an der Neuengasse in Biel.



1. Obergeschoss



Das Hofhaus: im hellen Sockel die Reihen-einfamilienhäuser, darüber die Geschosswohnungen.



Erdgeschoss



Das Haus an der Neuengasse: im Sockel Atelierwohnungen, darüber Geschosswohnungen.

Die Lösung heisst Querschnitt

Die Stadt Biel suchte Käufer für ein Grundstück in Bahnhofnähe. Die neu gegründete Genossenschaft FAB-A erhielt den Zuschlag, allerdings zum Marktpreis. Doch wie finanzieren? Erst die fünfzehnte Bank war dazu bereit: die Bank Coop Biel. Vielleicht dachten die vierzehn andern Banken, was ohnehin klar war: Das Grundstück ist für Wohnungsbau ungeeignet. An der Neuengasse lässt sich zwar ein landesüblicher, zweiseitig belichteter Wohnblock hinstellen. Doch rechtwinklig dazu bleibt nur ein einseitig belichteter Streifen bebaubar. Rund die Hälfte der Wohnungen sind darum nur nach Osten orientiert. Die Architekten haben jedoch eine Querschnittslösung erfunden, die trotzdem funktioniert. In den untersten zwei Geschossen, die an eine Brandmauer stossen, stellten sie fünf Duplex-Reiheneinfamilienhäuser nebeneinander. Deren überhohes Erdgeschoss mit Küche und Essplatz ist gegen Osten, zum Hof gerichtet. Ein halbes Geschoss höher liegt hinten an der Brandmauer der zweigeschossige Erschliessungsraum, der auch Wohnzimmer ist. Ein geschickt eingefügtes Oberlicht erhellt diesen «Hinterraum». Das Haus von 116 Quadratmetern erhält einen grossen Atem. Das Unmögliche zeugt das Erstaunliche.

Im Haus an der Neuengasse sind die drei Atelierwohnungen spannend, weil ebenfalls anderthalbgeschossig und daher mit Schlafgalerie. Die eingeschossigen Wohnungen darüber sind vernünftig, aber landläufig. Die Waschküche auf dem Dach hingegen bietet genossenschaftlichen Luxus, denn davor dehnt sich eine Dachterrasse für alle. Die Mieter, alle auch Genossenschafter, redeten ohnehin bei der Planung mit. Sie mussten zwischen Wunsch und Kosten abwägen und entschieden sich für das Prinzip *brutiful*: das Geld nicht in Armaturen und Parkett stecken, sondern in eine energiesparende Gebäudehülle.

Eine autofreie Siedlung ist im Kanton Bern nur erlaubt, wenn ein Mobilitätskonzept vorliegt. Dieses muss aufzeigen, was geschiehe, sollte das Autoverbot in der Siedlung fallen. Dann entstünde anstelle des Abstellraums für 100 Fahrräder eine Stapelgarage für 18 Autos. Dass ein Teil der Gesellschaft ohne Auto leben kann, ist ihrem Rest verdächtig. Benedikt Loderer, Fotos: Tanja Lander

Wohnhäuser Areal Fabrikgässli, 2014

Fabrikgässli 1, Biel

Bauherrschaft: Genossenschaft FAB-A, Biel

Architektur: mlzd, Biel

Bauleitung: E+P Architekten, Solothurn

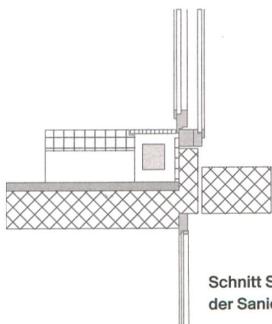
Bauingenieur: Theiler Ingenieure, Thun

Baukosten (BKP 1-9): Fr. 7,75 Mio.

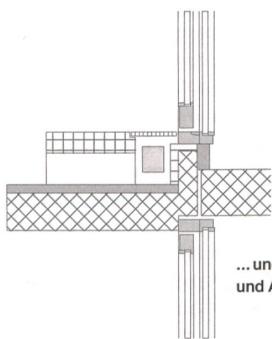
Baukosten (BKP 2/m³): Fr. 800.–



Südfassade des sanierten Hauses in der Halen-Siedlung bei Bern. Die Fensterfrage ist gelöst.



Schnitt Südfassade vor der Sanierung ...



... und mit neuen Fenstern und Aerogel-Isolation.



Der PVC-Handlauf des Treppengeländers ist rekonstruiert. Die Fenster in der Nordfassade sind rahmenlos eingesetzt.



Neue Küche im ursprünglichen Grundriss. Auch die Eschenleisten an den Schiebetüren sind wieder da.



In den geschossbreiten Räumen sind neue Schiebefenster erlaubt. Das geschliffene Klötzliparkett ist mehr als fünfzig Jahre alt.

Die Fensterfrage ist geklärt

Die Bewohner der Halen-Siedlung bei Bern leiden unter zugigen Fenstern und leckenden Dächern siehe Hochparterre 4/14. Inzwischen zeigt die Sanierung eines der mehr als achtzig Reihenhäuser, wie die gut fünfzig Jahre alten Baudenkämler erneuert werden können. Im Gartengeschoss wurden die Böden nachisoliert, die inneren Steintreppen renoviert und der PVC-Handlauf nachgebaut. Im Erdgeschoss ist das Klötzliparkett neu geschliffen, Küche und Bad sind in den ursprünglichen Grundrissen erneuert. Der Heizungskonvektor versteckt sich weiterhin hinter der Badewannenabdeckung, und die Küchenschränktürchen sind wieder an Eschenleisten verschiebbar. Die Beleuchtung, das weiss-graue Farbkonzept und der rohe Beton blieben erhalten.

Geklärt werden konnte die Fensterfrage: Der Halen-Bewohner und Architekt Bernhard Egger erarbeitete mit der Denkmalpflege und dem Fensterbauer eine Lösung: Die kantigen Holzrahmen haben die gleichen Glasleisten wie die Originale. Wo hinter den Südfronten nur ein Raum die ganze Gebäudebreite einnimmt, sind nun Schiebefenster eingebaut. Dank neuer Technologie sind Dreifachverglasungen auf das Volumen früherer Doppelverglasungen reduziert, was schlankere Profile möglich macht. An der Südfassade sind die Fenster auf die Fassade aufgesetzt, in die Nordfassaden sind sie rahmenlos eingesetzt – ebenfalls nach dem Vorbild der Originale.

Das Problem der Kältebrücken bei den Betonstirnen konnte mit hochisolierenden Aerogel-Matten gelöst werden. Sie sind aussen verputzt. Dicker auftragende Isolation gestattet die Denkmalpflege nicht. Für die deutlich teureren Materialien bekommen die Hauseigentümer zwar keine Direktbeiträge, der Kanton Bern hat aber die Planung mitfinanziert. Die Lösung hat nach einer längeren Blockade einen kleinen Boom ausgelöst: Allein seit Juli 2014 wurden in 15 Halen-Häusern Fenster ersetzt. Andere Hausbesitzer haben mit zusätzlichen Dichtungen und neuen Gläsern Verbesserungen erreicht.

Auch die Sanierung der leckenden Dächer ist einen Schritt weiter. Halen-Hauseigentümer und Architekt Ruedi Eppler – Furter Eppler Partner Architekten – hat nach einer günstigeren Lösung gesucht. Vorgeschlagen wird nun unter anderem ein Blechabschluss auf den Beton-Dachrandelementen, der ohne Abbug auskommt und nur sehr reduziert wahrgenommen wird. René Hornung, Fotos: Pudi Luginbühl

Sanierung Halen-Haus in Reihe 5, 2014

Siedlung Halen, Herrenschwanden BE

Bauherrschaft: Privat

Architektur: Bernhard Egger, Herrenschwanden

Fensterbau: Könitzer + Hofer, Worb

Isolation: AGI AG für Isolierungen, Dällikon

Gesamtkosten: Fr. 350 000.–



Kronjuwelen der erogenen Art hat Lucas Van Vught mit Crown Jewels, 2008, aus Aluminium geformt. Foto: Paul Scala



Neue Funktion für eine altbekannte Form:
Studio Job, Tit Lamp, 2011.



Rachel Freires Immodesty Jumpsuit, 2010, wird erst im Gebrauch wirklich unanständig. Foto: Diego Indracol

Leder, Lack und Schaulust

Der sexuellen Lust eine Ausstellung widmen und nicht ins Vulgäre gleiten: das Kuratorenteam im Lausanner Designmuseum Mudac stellte sich keine einfache Aufgabe. Es hat sie gemeistert. Keine billigen Boudoirs, kein Exzess des Ungehörigsten erwartet die Neugierigen. Zusammengetragen haben Marco Constantini und Susanne Hilpert Stuber Werke und Installationen von achtzig Künstlerinnen, Designern und Modeschöpfern. In allerlei Geräten, Objekten und Bildern untersuchen sie, welche Formen Lust assoziieren.

Zur wirtschaftlich potenzen Sexindustrie gehören viele Branchen. Auch ihre Dienstleistungen, Prozesse und Produkte wollen konzipiert und geformt sein. Doch nur selten beschäftigt sich eine Designerin, ein Designer von Rang und Stand damit – was die gestalterische Tristesse in diesem Feld erklären mag. Die Entwurfsaufgaben für die Industrie interessierten die Kuratoren indes nicht. Mit Ausnahme der Vibratoren von Yves Béhar siehe Hochparterre 9/11 und Matali Crasset sind keine Exponate zu sehen, die in der grossen Serie eine Chance hätten.

Dafür stehen sie für handwerklich Gepflegtes. Lack, Leder und Glanz, Haare und Parfum dürfen nicht fehlen. Grenzüberschreitungen bleiben in der schönen Form gebändigt. Und das ist es, was einem bei der einen oder anderen Interpretation von primären Geschlechtsmerkmalen, sadomasochistischen Praktiken und Fetischen zu denken gibt: Die lustbereitende Transgression findet meist nicht auf der Ebene der Inhalte, sondern der Form statt. Damit wird aber das wichtigste sexuelle Organ vernachlässigt, über das wir verfügen, das Gehirn. Immerhin: An klassischen Designidealen Geschulte dürfen hier Verbotenes tun. Die Kombination von expliziter Formgebung mit glänzenden Oberflächen und klischierten Vorstellungen resultiert in – Kitsch. Was durchaus Schaulust bereiten kann. Meret Ernst

Nirvana – les étranges formes du plaisir

Ausstellung im Mudac, Lausanne

Dauer: bis 26. April 2015

Kuratoren: Marco Constantini, Susanne Hilpert Stuber

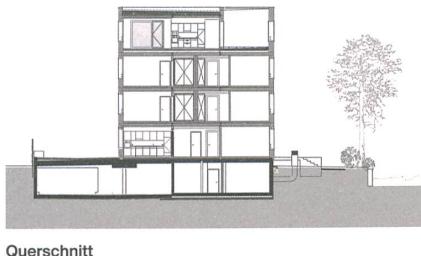
Szenografie: Mudac, Lausanne

Zur Ausstellung erscheint ein Katalog.

www.mudac.ch



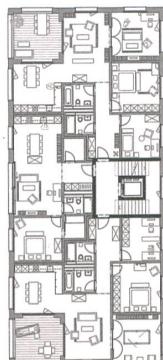
Das Hochparterre schützt das Haus vor Hochwasser.



Querschnitt



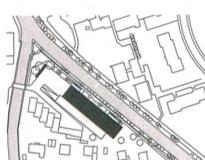
Das Wohnhaus steht an idyllischer Lage in Nebikon.



Obergeschoss: die eine der identischen Hälften.



Erdgeschoss: die eine der identischen Hälften.



Situation



In den Wohnungen ist das Konstruktionsraster kaum spürbar.



Die horizontalen Linien zwischen den Geschossen deuten an: Dieses Haus besteht aus vorgefertigten Elementen.

Holzplattenbau

Wenige Elemente machen alles möglich. Was Ernst Göhner in der Schweiz mit Beton erreichte, soll nun auch Holz schaffen: erschwingliche Wohnungen für den Mittelstand bauen, und das im grossen Stil. «Swisswoodhouse» heisst das Bausystem für Mehrfamilienhäuser, das der Holzbauer Renggli und Bauart Architekten entwickelt haben. Es basiert auf einem Raster von 4,25 auf 4,32 Metern, das zu 18 Quadratmeter grossen Einheiten führt. Das System vereinfacht die Planung und bietet Flexibilität: Die Grundrisse lassen sich fast beliebig umplanen und umbauen, ohne dass die Tragstruktur tangiert wird.

Bauart Architekten arbeiten schon länger am System, nun hat es in Nebikon erstmals geklappt – mit einer Pensionskasse. Die Lage ist idyllisch. Das Gebäude liegt direkt an einem Bach, wovon auch die Allgemeinheit profitiert. Ein Weg führt am Ufer entlang über das private Grundstück zu einem Quartierplatz.

Das Haus ist ein Prototyp. Mit dem Bund hat die Berner Fachhochschule <2000 Watt> erforscht und Renggli hat an Holzverbindungen getüftelt. Konstruktiv aber ist der Hybridbau keine Erfindung. Betonkerne steifen aus, Stützen und Längsträger aus Stahl sorgen für einen schlanken Aufbau, der Rest ist Holz: die tragenden Außenwände, die Innenwände, die Hohlkastendecken. Die bis zu zwölf Meter langen Elemente wurden im Werk vorgefertigt inklusive Fenster, nach drei Wochen stand das Haus. Die Elementbauweise sieht man dem Bau an: Die Fassade blickt streng, markante Fugen trennen die Geschosse. Nur in der Vertikalen verwischen die Holzlatten die Vorfertigung.

Der Raster bietet Spielraum. Die Broschüre zeigt Grundrisstypen auf vom Durchwohnen bis zum Loft. Auf dem Mietmarkt ist diese Breite aber anscheinend nicht gefragt. Die Grundrisse sind klassisch um ein Entrée aufgebaut, alle acht 4½-Zimmer-Wohnungen sind identisch. In den geräumigen Wohnungen vergisst man den Raster beinahe. Und doch zeigen sich die Kompromisse, die es fordert. Die Loggien und die Entrées sind riesig, manche Wohnzimmer dafür eher knapp. Feinjustierung ist hier nicht möglich.

Die Mietpreise liegen im Durchschnitt – trotz Holzkonstruktion. Eine 4½-Zimmer-Wohnung mit 106 Quadratmetern kostet 2100 Franken. Der vorgefertigte Holzbau erhöht die Präzision auf der Baustelle und senkt die graue Energie. Ein ökologisches Pionierprojekt ist die Siedlung aber trotz Erdsonde und Minergie-P-Eco-Label nicht: Jede der 18 Wohnungen hat einen Parkplatz in der Tiefgarage. Andres Herzog, Fotos: Ruedi Walti

Swisswoodhouse, 2014

Luthernmatte 1a, Nebikon LU

Bauherrschaft: Personalvorsorgestiftung

Müller Martini, Zofingen

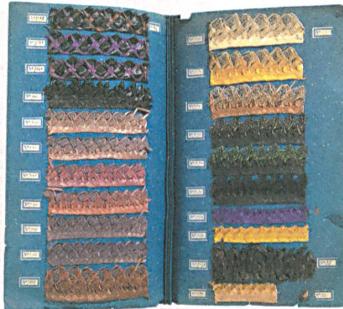
Architektur: Bauart Architekten und Planer, Bern

Holzbau: Renggli, Sursee

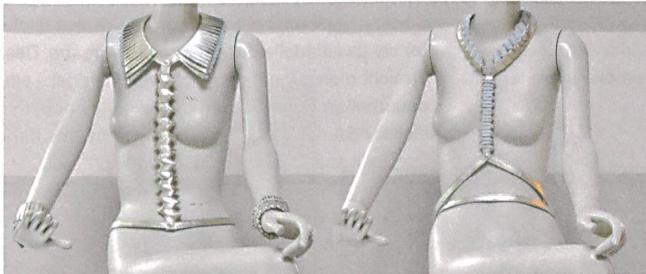
Holzbauingenieur: Pirmin Jung, Rain



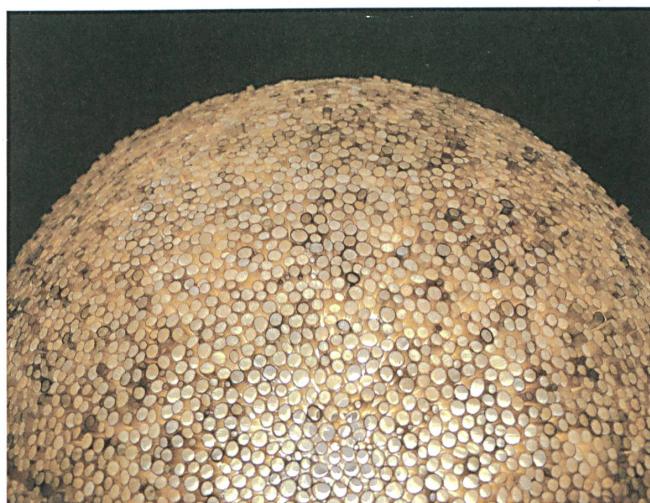
Stroh kann zu vielfältigen Ornamenten geflochten werden, wie der Blick in alte Musterbücher zeigt.



Chantal Bavaud untersuchte in «Kon / servieren» Möglichkeiten, Stroh und Porzellan miteinander zu verbinden.



Als Anspielung auf das Ausgangsmaterial Stroh färbte Sabine Lauber das Material für ihre Schmuckkollektion «Golden Woven» golden ein.



Aude Genton verwendete für den Schirm ihrer Leuchte «Ruche» Strohschmelz, in kleine Stücke geschnittene Strohhalme, und fügte sie zu einer transparenten Halbkugel.

Aus Stroh

Im Land mit der weltweit höchsten Museumsdichte erstaunt es kaum, dass es auch ein Strohmuseum gibt. Es liegt im aargauischen Wohlen und widmet sich der Geschichte der Freiamter Hutgeflechtindustrie. Diese boomte im 19. Jahrhundert, als alle Welt Hut trug und die Kopfbedeckungen aus Stroh mit feinsten Garnituren schmücken wollte. In Heimarbeit gefertigt wurden die delikaten Ornamente in die grossen Modenzentren geliefert – bis die Dauerwelle aufkam und die Männer keinen Hut mehr aufsetzten, was der Branche hart zusetzte.

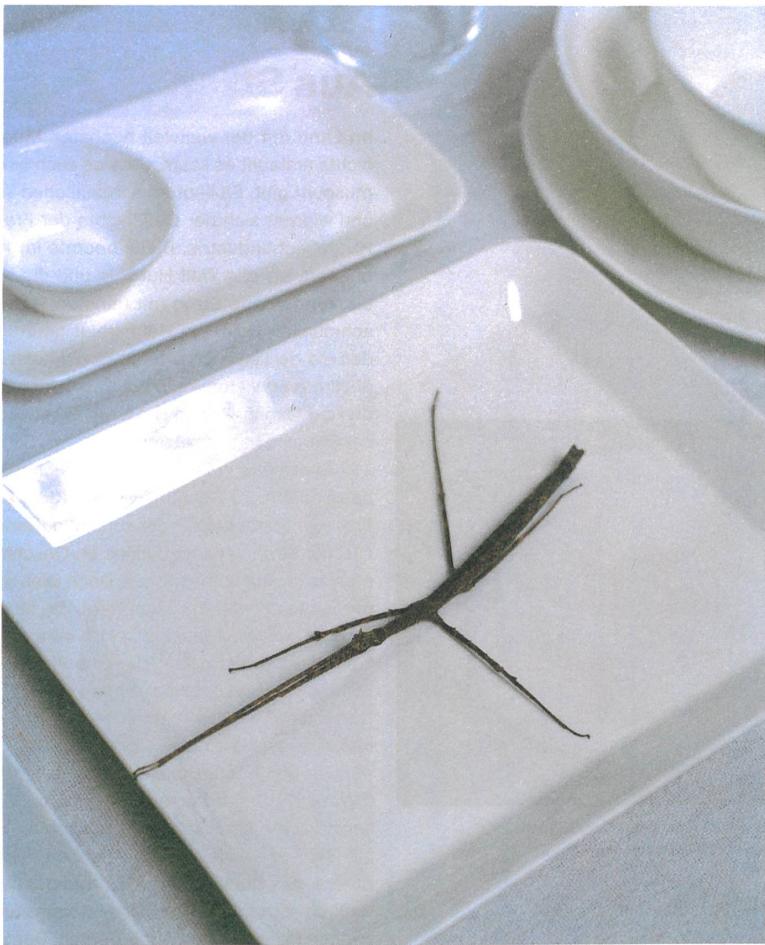
Die traditionellen Handwerkstechniken wie das Spalten, Zu-Schnürli-Binden, Klöppeln und Flechten überlebten in der kunsthandwerklichen Nische. Stroh verlangt einiges an Geschick, will man es in eine Form bringen. Doch kann man damit heute entwerfen? Anna Hegi, die Museumsleiterin, wollte es wissen, setzte einen zweistufigen Wettbewerb auf, stellte eine Jury unter der Leitung von Christoph Schindler zusammen und präsentierte im November 2014 drei Gewinnerinnen, ausgewählt aus zwölf Finalisten.

Für das Siegerprojekt kombinierte Chantal Bavaud Stroh mit Porzellan. Ihr dreiteiliges Geschirr variiert klassische Strohgeflechte. Sie sind als filigrane Verzierungen in die Keramik eingebracht. Am Becher dient das traditionelle Hutgeflecht aus Stroh als Wärmedämmung. Den zweiten Platz eroberte Aude Genton. Der Schirm ihrer Leuchte besteht aus Strohschmelz – in Stücke geschnittene Strohhalme –, die sie zu einem lichtdurchlässigen Wabengewebe verklebte. Seltener war der Vergleich zwischen Gold und Stroh so einsichtig. Die Modedesignerin Sabine Lauber flicht Leder mit Stroh in verschiedenen Techniken. Daraus entstanden Halsketten, Kragen, Armbänder, Gürtel und ein Kopfschmuck. Variabel werden sie durch einen Nietenverschluss.

Ob Stroh auch im Design eine Heimat findet? In der dekorativen Funktion liegt Potenzial. Doch interessanter sind die Projekte, die wie in der Architektur am Material weiterforschen. Hier liegt, wie Aude Genton zeigt, ein Potenzial, das in die Zukunft weist. Meret Ernst

Wettbewerb Prix Paille

Die erste Runde des zweistufigen Wettbewerbs zählte 46 Eingaben. Daraus wählte die Jury 12 Finalisten, deren Eingaben in der neuen Sonderausstellung im Strohmuseum in Wohlen gezeigt werden. Die drei ersten Preise sind mit 5000, 3000 und 1000 Franken dotiert.
www.prixpaille.strohmuseum.ch



Das Geschirr *Tailfin* für die Fluggesellschaft Swiss nimmt den Knick der Heckflosse auf. Die reduzierte Form wirkt nicht nur funktional-schweizerisch, sondern elegant japanisch.



Kompakt muss ein Flugzeuggeschirr sein. Dafür eignet sich die Kombination von runden und eckigen Formen.

Im Flugzeug speisen

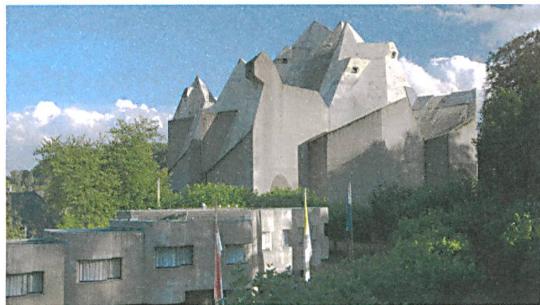
Die Finnen fliegen mit Marimekko, die Holländer mit Marcel Wanders, die Franzosen mit Eugeni Quitllet, einem Philippe-Starck-Schüler: Fluggesellschaften setzen gerne auf nationale Designtugenden, um ihr gleichbleibendes Produkt zu differenzieren. Das gilt auch für die Swiss, die beim Aufstieg aus der Asche ihrer Vorgängerin so stark auf Swissness setzte, dass Kritiker den Begriff seither tunlichst vermeiden.

Inzwischen sind viele Flugjahre ins Land gegangen. Nach zwölf Jahren im Gebrauch war das Geschirr der First und der Business Class am Ende. Entworfen hatte es Tilla Theus. Den 2011 ausgeschriebenen Wettbewerb gewann das Designstudio Greutmann Bolzern. Carmen und Urs Greutmann haben bereits Check-in-Schalter und Lounges siehe Hochparterre 1-2/09 entworfen. Die Gestaltungsaufgabe Geschirr war indes neu für sie. Das Briefing definierte Anzahl Geschirrteile, Besteck und Gläserauswahl. Ebenso wichtig: die Kenntnis der Prozesse. Wie kommt das Essen aufs Geschirr, wie ins Flugzeug, wie zum Gast? Und was passiert danach? Schnell muss es gehen, und robust muss alles sein.

«Stapelbarkeit ist weniger zentral, beobachteten wir. Dafür Dauerhaftigkeit und natürlich das Gewicht», sagt Urs Greutmann. Beide Anforderungen leiteten die Formgebung. Auf Schwachstellen wie Henkel wird verzichtet (an der Espressotasse) oder im Entwurf reagiert (an der Tasse ist der Henkel so hoch angebracht, dass er beim Stapeln nicht anschlägt). Zwanzig Prozent leichter als das aktuelle Set, lautete die Vorgabe. Das erreicht man nur mit dem richtigen Material – ein dauerhaftes Bone-China-Porzellan, das der Hersteller ASA anbietet. Auch der Verzicht auf unnötige Teile spart Gewicht. So ist die Espressotasse zugleich Dessertschälchen, der Vorspeisenteller serviert auch Kaffee und Kuchen. Und alles muss auf knappstem Raum ausgerichtet werden. «Wir kombinieren rechteckige und runde Elemente», verrät Carmen Greutmann.

Greutmann Bolzern richteten ihr formales Interesse nicht auf die Schweiz. Sie bleiben in der Luft: Die Heckflosse der Flugzeuge mit ihrem eleganten Knick hat es ihnen angetan. Man findet ihn wieder im Besteck, in den Rändern der eckigen und runden Teller, im Ansatz des Glases. Solche Details schliessen das Service zusammen und bieten ästhetischen Mehrwert. Selbst im engen Flugzeug. Meret Ernst, Fotos: Isabel Truniger

Geschirr *Tailfin* für Swiss Business Class, 2014
Messer, Gabel, Suppen-, Kaffee-, Espressolöffel,
2 Tabletts, grosser Teller, 3 Schalen, Espressotasse,
Tasse, Wein-, Champagner-, Wasserglas,
4 Abdeckungen, 4 Untersetzer
Design: Greutmann Bolzern Designstudio, Zürich
Auftraggeber: Swiss Inflight
Hersteller: ASA (Geschirr), Sola (Besteck), Rona (Glas)



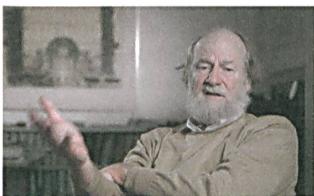
Alles überragendes Erbe: die Wallfahrtskirche in Neviges von Gottfried Böhm.



Peter Böhm.



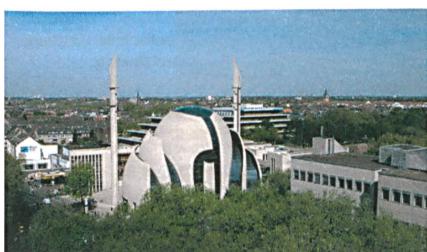
Gottfried Böhm blickt auf das Werk seines jüngsten Sohnes Paul. Vieles versteht er nicht mehr.



Stephan Böhm.



Auch Elisabeth Böhm war Architektin. Sie starb während der Dreharbeiten zum Film.



Die grosse Moschee in Köln von Paul Böhm wartet noch immer auf ihre Fertigstellung.

Lust und Last der Dynastie

Gottfried Böhm ist der einzige deutsche Architekt mit Pritzkerpreis, 1986 bekam er ihn. Sein Vater baute Kirchen zwischen Moderne und Expressionismus, seine Söhne Stephan, Paul und Peter zeichnen je ihre eigenen Projekte. Ihn, der ihre Zeichnungen und Modelle meist nicht versteht, nennen sie «Boss». Lust und Last einer Architektdynastie – davon handelt ein Film des Regisseurs Maurizius Staerkle-Drux.

Er beginnt mit einem gebauten Gebirge. Die Wallfahrtskirche Neviges, nahe Köln, ist unerreichter Höhepunkt der Böhmschen Architektur. Bedrohlich überragt dieses Erbe von 1968 das Werk der Söhne. Alle drei arbeiten im grossväterlichen Haus, vor dem ein bärtiges Faktotum seit einem halben Jahrhundert Rasen mäht. Ein modernistisches Refugium im Kölner Villenquartier, ein Ort ohne Zeit. Die Mutter prägte die Söhne. Diese umkreisen den Vater, unfähig, sich von ihm zu lösen. Ihr Gravitationszentrum. Ein Gebirge.

Menschen interessieren den Regisseur mehr als Gebäude. Siebzig Jahre jünger blickt er zärtlich auf das alte Paar, neugierig auf die Söhne. Sein Blick deckt auch Ängste auf und Neid. Wo andere Kinder Bretter zusammennagelten, mauerten die Böhmkinder perfekte Häuschen, ein ganzes Dorf mit Kirche. Heute ringen sie um Aufträge, auch gegeneinander. Der eine Bruder baut, der andere nicht. Gottfried erzählt von der Last des grossen Vaters, der ihn als Nachfolger bestimmte. Und erzählt damit auch von der eigenen Last als Vater und von der seiner Söhne.

Die Kamera nimmt sich viel Zeit, folgt seinem Bleistift beim Schummern, seiner Rasierklinge beim Kratzen. Ein Mittneunziger beim Versuch, die irgendwann verloren gegangene Mitte festzuhalten. Er zeichnet expressionistische Idealstädte, kleine Häuser, die sich um ihre Stadtkrone scharen, eine Kirche, ein Rathaus, ein Theater. Währenddessen ringt Peter um Aufträge, Paul kämpft um die grösste Moschee Deutschlands, Stephan scheitert am Bau eines Krankenhauses in China, Mutter Elisabeth stirbt. Und der Boss springt ins ungeheizte Schwimmbecken des Hauses, wie es sein Vater schon immer tat. Axel Simon, Fotos: Real Fiction / Cineworx

Film «Die Böhms – Architektur einer Familie»

Regie: Maurizius Staerkle-Drux

Kamera: Raphael Beinder

Produzenten: Carl Ludwig Rettinger,

Jan Gassmann, Lisa Blatter

Schnitt: Anika Simon

Produktion: Lichtblick Film, Köln; 2:1 Film, Zürich

Verleih: Real Fiction / Cineworx

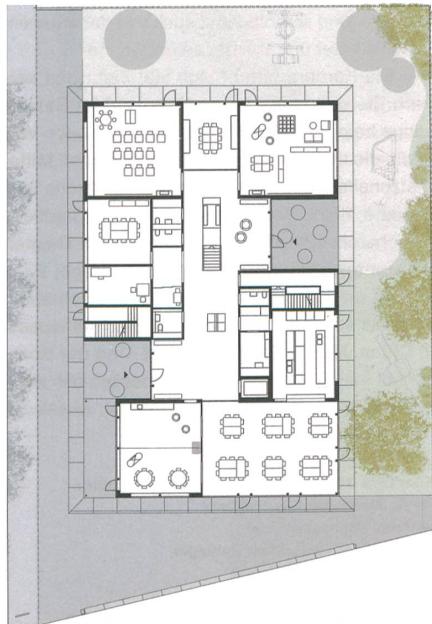
Hochparterre Kino

Hochparterre, Emch Aufzüge und das Kino Riffräff organisieren am 3. Februar um 20.45 Uhr die Schweizer Vorpremiere des Films im Kino Riffräff in Zürich. Axel Simon spricht mit dem Architekten Paul Böhm und dem Regisseur Maurizius Staerkle-Drux. Emch lädt zum Apéro.

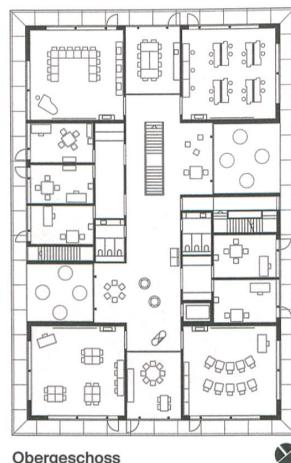
Anmelden: veranstaltungen.hochparterre.ch ..



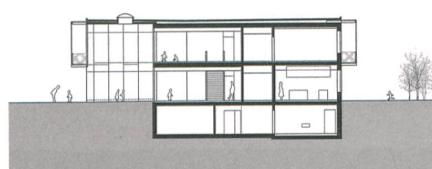
Knalliger Brandschutz: Über die gelbgrüne Laube der Sprachheilschule in Stein flüchten die Schülerinnen und Schüler ins Freie.



Erdgeschoss



Obergeschoss



Querschnitt



Die wohnliche Mittelzone kann frei möbliert werden.

Leuchtende Laube

Ernst Niklaus Fausch Architekten sind im Kanton Aargau bekannt als die Sonderschulbauer. Für die Stiftung Aargauische Sprachheilschule haben sie 2011 in Turgi und in Lenzburg gebaut und nun in Stein einen Neubau errichtet – alles Projekte, die aus Studienaufträgen hervorgingen. Das Haus steht am Dorfrand von Stein und orientiert sich an der benachbarten Primarschule, die ebenfalls zweigeschossig und metallverkleidet ist. Die Realisierung musste schnell gehen. Nur eineinhalb Jahre vergingen vom ersten Plan bis zum letzten Pinselstrich, weshalb sich die Architekten für einen vorgefertigten Holzelementbau entschieden. Dass sich Planer und Bauherren bereits kannten, half ebenfalls, keine Zeit zu verlieren.

Noch stärker als der Termindruck definierte der Brandschutz den Entwurf. Das Haus ist mit verzinkten Blechen verkleidet, die präzise um die Ecken gefaltet sind und dem Gebäude einen handfesten Ausdruck verleihen. Im Obergeschoss läuft ein gelbgrüner Laubengang ums Haus, der als Fluchtweg dient. Seine knallige Farbe verkündet freudig die öffentliche Nutzung, bleibt aber natürlich – zumindest im Herbst, wenn die Blätter ähnlich bunt schillern.

Kinder mit Sprachschwierigkeiten lernen in diesem Schulhaus, aber auch solche, die sich schlecht konzentrieren können oder motorische Defizite haben. Die Architektur reagiert darauf mit einer klaren Organisation. Die Schulzimmer und Lernräume sind in vier Kuben untergebracht, die um eine breite Mittelzone stehen und sich auf der Fassade etwas gar didaktisch abzeichnen. Zwischen den silbrigen Volumen blickt man in die Landschaft, verglaste Einschnitte schaffen im Erdgeschoss grosszügige Eingangsbereiche. Der Laubengang ermöglicht, den Flur frei zu möblieren und Lernnischen abseits des Trubels einzurichten. Dank Parkettboden und Holzdecke ist die Atmosphäre da fast schon wohnlich, während die Schulräume sachlicher materialisiert sind.

Das Schulhaus ist praktisch gedacht: Die Umgebung mit groben Steinen hilft den Kindern, in der Pause spielerisch die Balance zu trainieren. Dank der silbrigen Magnetfarbe an den Wänden können sie überall Zeichnungen aufhängen. Und die Möbel in den Schulzimmern stehen auf Rollen und lassen sich nach Belieben herumschieben. Die Architekten haben die schlanken Gestelle und Schränke bereits für die Sprachheilschule in Turgi entworfen. Ihre Flexibilität wird sich nun bestimmt auch in Stein bewähren. Andres Herzog, Fotos: Hannes Henz

Sprachheilschule, 2014

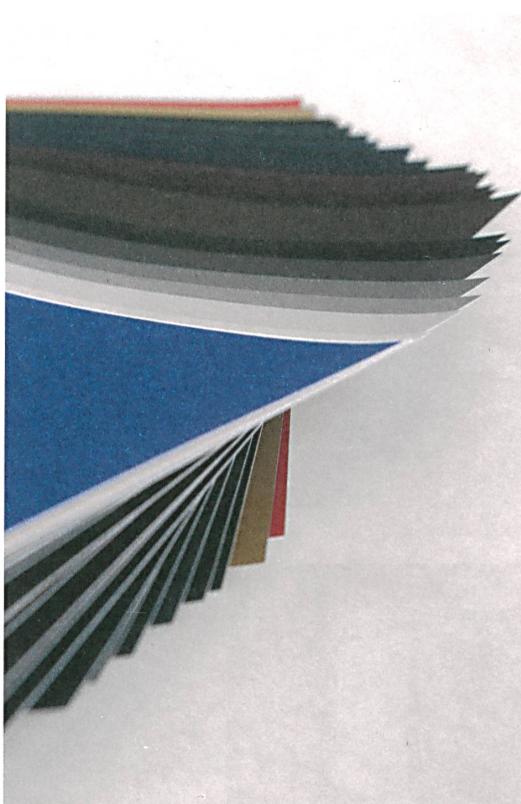
Brotkorbstrasse, Stein AG
 Bauherrschaft: Aargauische Sprachheilschule, Lenzburg
 Architektur: Ernst Niklaus Fausch Architekten, Zürich/Aarau
 Bauleitung: Eichenberger Architekten, Küttigen
 Holzbauingenieur: Holzbaubüro Reusser, Winterthur
 Fassade: Scherrer Metec, Zürich
 Bauingenieur: Heyer Kaufmann Partner, Baden
 Gesamtkosten (BKP 1-9): Fr. 6,4 Mio.
 Baukosten (BKP 2): Fr. 4,8 Mio.



Schwarz in Schwarz tritt das Buch zur Farbe auf. Lesbar wird der Titel durch die glänzende Druckfarbe.



Die beiden Teile des Buches – die Farbkarten und der Textteil – werden in einem schwarzen Schuber präsentiert.



Farbkarten zeigen, dass Schwarz keine unbunte Farbe ist, wie man fälschlicherweise meint.



Texte und Farbkarten sind sorgfältig und streng gestaltet.

Buntes Schwarz

Schwarz gilt als unbunt, als Nichtfarbe. Wie falsch diese Vorstellung ist, darüber klärt ein Buch auf, das nicht nur gelesen, sondern vor allem ange- schaut werden muss. Dabei kommen auch andere Farben zur Sprache: «Schwarz braucht Weiss, Rot, Gold, Blau, um zu voller Schönheit zu gelangen.» Zumindest, wenn es um die schwarze Farbe im Raum geht. Und das ist es, was die Chemikerin und Farbexpertin Katrin Trautwein interessiert. Zusammen mit der holländischen Designerin Helga Jongerius hat sie vor mehr als vier Jahren begonnen, einen «schwarzen Regenbogen» zu ent- wickeln siehe Hochparterre 10/11. Jongerius brauchte die Schwarztöne für Ausstellungsräume.

Vierzehn schwarze Farben entwickelten sie gemeinsam – im Schuber sind sie nun zusam- men mit vier Grautönen und den Farben Rouge foncé, Goldbronze, Ultramarinblau und Champagnerweiss als Farbkarten versammelt. Dabei ist auch das Schwarz bunt. Die Töne reichen vom Anthrazit zum tiefen Schwarz, das zu hundert Prozent aus «dem samtigsten aller Schwarzpig- mente» besteht, dem Elfenbeinschwarz. Gewon- nen wird es aus verkohlten Rinderknochen. Da- zwischen liegen Schwarztöne, die mit Pigmenten Umbra und Ocker, Ultramarinblau, Kobaltgrün oder Magenta gemischt werden. Die schwarzen Farben wirken im Dämmerlicht besonders ein- drücklich, weiss Katrin Trautwein.

Im Leseteil nehmen acht Essays die Beob- achtungen auf, die man selbst machen kann. Die Autorin stellt die Farbe Schwarz in architektonische, begriffliche und rezeptionshistorische Kontexte. Damit zeigt sie auch, dass wir vorur- teilsgebunden mit der Farbe Schwarz umgehen. Und dabei fröhlich Licht und Farbe, Bedeutung und Empfindung durcheinanderwürfeln. Katrin Trautwein setzt dagegen auf das Wissen über das Phänomen. Sie selbst versteht Farbe nicht als ein Lichtphänomen, nicht als Erscheinung, die sich erst im menschlichen Geist manifestiert, sondern als «materiellen Ist-Zustand». Farbe sei nicht losgelöst von ihrem Einsatz zu begreifen, denn «Oberflächenfarben resultieren aus einer Wechselwirkung zwischen Licht und Pigmenten». Trautwein weiss das aus Erfahrung. Die Farbpig- mente stellt sie in ihrer 1998 gegründeten Manu- faktur KT Color in Uster her. Sie bieten eine Alter- native zu industriellen Farben. Denn Farben aus natürlichen Pigmenten verändern sich je nach Licht und beziehen uns über wechselnde Licht- stimmungen in den Raum mit ein. Meret Ernst, Fotos: Guillaume Musset

Schwarz Black

Autorin: Katrin Trautwein
Gestaltung: Integral Lars Müller;
Lars Müller, Esther Butterworth, Martina Mullis
Papier: Munken Polar Rough
Siebdruck Farbtafeln: Graffiti Siebdruck, D-Reutlingen
Druck, Bindung: Offsetdruckerei Karl Gramlich,
D-Pließhausen
Verlag: Lars Müller Publishers, Zürich 2014
Preis: Fr. 120.–



Beispiel einer Architekturdebatte: Der Roche-Turm in Basel wird gebaut. Da wird nicht diskutiert. Foto: Marcel Rickli



Der Ausstellungsraum des Architekturmuseums in Basel als weisses Rauschen.



Im Eingangraum gruppieren sich die Magazine je nach Auflagenstärke.



Im grün beleuchteten Salon lauscht man den Monologen von acht Protagonisten.

Schwarz auf Weiss

Ein Raum wie ein Faustschlag. Wände, Decke und Boden grellweiss. Hartgezimmerte schwarze Sitzmöbel stehen zwischen Stapeln von Zeitungen. Die Schrift an der Wand ist bis zur Unleserlichkeit verschwommen. Kurz bevor der Kopfschmerz herankriecht, flüchtet sich das Auge in die Dunkelheit eines der 15 Fotos von Marcel Rickli. Ausgerechnet bei einer Ausstellung übers Schreiben läuft das Schweizerische Architekturmuseum zusammen mit Holzer Kobler zu szenografischen Höhen auf. Schon ihre radikale Antwort auf die Abwesenheit von Ausstellungsobjekten lohnt die Reise nach Basel. Da geht es um das abstrakte, geschriebene Wort. Wen interessiert das?

Jeden! Anhand von 15 medialen Diskursen wirft das Kuratorenteam Evelyn Steiner und Hubertus Adam einen sehr breiten und drei Jahrzehnte tiefen Blick auf das, was Architekturkritik sein kann: Der Lokaljournalist berichtet über den Widerstand gegen das geplante AKW Kaiserstugst, die Kunsthistorikerin stampft die Siedlung Seldwyla in Grund und Boden, Tages- wie Fachpresse loben Snozzis Monte Carasso, Caminadas Vrin oder das Gelingen des KKL in Luzern. Beim Raunen über Märklis La Congiunta bleiben die Fachleute unter sich, bei Herzog & de Meurons Roche-Turm schweigen sie. Wer schreibt in der Schweizer Architektur über was und warum? Das breitet die Ausstellung schön aus.

Das Reflektieren überlässt sie allerdings anderen, zum Beispiel 21 in- und ausländischen Kritikerinnen und Kritikern. Im Katalog und im hinteren Ausstellungsraum beantworten sie je drei Fragen zu Funktion, Haltung und Zukunft der Zunft. Die Schwärze des Raums entspricht dem Pessimismus vieler Statements. Im grün leuchtenden Kabinett tönt es etwas hoffnungsvoller aus den Kopfhörern: Acht schreibende und manchmal auch bauende Akteure bekommen viel Zeit, ihre persönliche Meinung zu formulieren, mal akademisch gefärbt, mal aus dem Nähkästchen plaudernd siehe Hochparterre 12/14. Über das konkrete Schreibhandwerk erfährt man im Liegestuhl lauschend allerdings wenig. Das grüne Licht des Raums brennt sich einem in die Netzhaut. Zurück im weissen Hauptsaal sieht man folglich alles rosarot. Meint: Bei früheren Diskursen war alles besser? Liest man daheim im Katalog und in den 15 Zeitungen mit allen Texten, kommen Zweifel auf. Axel Simon, Fotos: Tom Bisig

Ausstellung «Textbau – Schweizer Architektur zur Diskussion»
 Schweizerisches Architekturmuseum, Basel
 Dauer: bis 22. Februar
 Kuratoren: Hubertus Adam, Evelyn Steiner, SAM
 Gestaltung: Holzer Kobler Architekturen, Zürich
 Katalog: SAM N° 13: Textbau. Schweizer Architektur zur Diskussion, Christoph Merian Verlag, Basel 2014, Fr. 29.–
 Begleitprogramm: sam-basel.org